

Jürgen Oelkers

*Sexualpädagogik und öffentliche Schule**

1. Ein Thema aus dem Jahre 1968

Das deutsche Nachrichtenmagazin Der Spiegel berichtete am 21. Oktober 1968 über neue Ansätze der Sexualerziehung. Der Artikel geht auf einen Beschluss der Deutschen Kultusministerkonferenz (KMK) ein, der am 3. Oktober getroffen wurde und bundeseinheitliche Regelungen zur Sexualerziehung festlegte. Der Beschluss im Herbst des symbolischen Jahres 1968 fiel einstimmig aus. Die deutschen Kultusminister gingen seinerzeit davon aus, dass künftig die schulische Sexualerziehung „wissenschaftlich fundiert“ und „methodisch durchdacht“ realisiert werden soll, was bis dahin offenbar nicht der Fall gewesen ist. Angesichts der scharfen ideologischen Auseinandersetzungen zu dieser Zeit überrascht die Einstimmigkeit des Beschlusses.

Die neue deutsche Sexualerziehung sollte mit dem ersten Schuljahr beginnen und sich danach über die gesamte obligatorische Schulzeit erstrecken. Vom Kindergarten war damals keine Rede. An ein eigenes Schulfach war nicht gedacht, sondern lediglich an Themen, die in verschiedenen Fächern unterrichtet werden sollten. Das ist der Stand bis heute, was auch für die Schweiz gilt. Es gibt, anders als in Skandinavien, kein Fach, das sich allein mit Fragen der Sexualität befassen würde, und auch in Skandinavien ist das Thema oft verbunden mit weitergehenden Fragen der Gesundheitserziehung.

- Das Lernziel für das erste Schuljahr wurde seinerzeit von der KMK so beschrieben:
- Alle Kinder sollen „den Unterschied der Geschlechter kennen“ und wissen, dass Menschen im Mutterleib entstehen,
- also nicht vom Storch gebracht werden.

Der Klapperstorch war das Symbol für sexualpädagogische Rückständigkeit,¹ damit sollte gleich in der ersten Klasse aufgeräumt werden. In den nächsten neun Schuljahren sollen sexuelle Tatbestände im Unterricht behandelt werden, die dem zunehmenden Alter und der wachsenden Neugier der Kinder entsprechen. Grundlegend war also die Annahme einer Kontinuität sowohl der sexuellen Entwicklung wie auch der Behandlung des Themas in der Schule.

Der entsprechende Themenkatalog in der KMK-Empfehlung sah so aus.

- In den ersten sechs Schuljahren werden Zeugung, Schwangerschaft, Geburt, Pubertät, Menstruation und Pollution behandelt.

^{*}) Vortrag im Hotel Schweizerhof Zürich am 1. September 2012.

¹ Im Mittelalter war „des Mannes Storch“ eine Umschreibung für den Penis.

- Im siebenten bis neunten Schuljahr werden verfrühte Sexualbetätigung, Masturbation, Empfängnisverhütung, Prostitution, Homosexualität, Notzucht, Abtreibung, Kuppelei und Triebverbrechen erörtert.
- Vom zehnten Schuljahr an werden die gewonnenen Liebeslebens-Kenntnisse vertieft, aber auch sexuelle Anomalien wie Exhibitionismus und Blutschande erklärt, sofern die Schüler danach fragen.

Es heisst tatsächlich „Liebeslebens-Kenntnisse“. Die Sprache dieser Verschulung der Sexualität wäre eine eigene Untersuchung wert. Man sieht allein schon daran die Verlegenheiten der Themenbearbeitung. Der Artikel im Spiegel war überschrieben mit „Virtuosen der Liebe“. Der Titel geht zurück auf die Äusserung eines Experten. Der Münchner Psychologe Dr. Ernst Ritter von Xylander² wird mit der Forderung zitiert:

„Klärt Eure Buben und Mädchen auf! Lasst sie als Virtuosen der Liebe ins Leben gehen!“

Wie das gehen soll, wird nicht gesagt, doch es klingt gut. Der Experte gibt aber nicht an, wo die sexuelle Aufklärung stattfinden soll und vertritt daher auch nicht die Ansicht, dass die Schule zuständig sein muss. Diesen Schluss zieht erst der Spiegel. Er verweist auf eine Reihe von Umfragen, gemäss denen zwei Drittel der Eltern weder in der Lage noch willens seien, ihre Kinder sexuell aufzuklären. Nur deswegen wird das Thema an die Schule weitergereicht, die Voraussetzung ist die fehlende Kompetenz der Eltern.

Gleichzeitig wird gesagt, dass für den schulischen Unterricht „geeignete Sexualerzieher“ noch gar nicht zur Verfügung stünden. Nur wenige Pädagogen seien geneigt und befähigt, so der Spiegel im Herbst 1968, „mit Halbwüchsigen über Intimdetails zu reden“. Die Problemlösung ist, wie nicht überraschen kann, eine Verstärkung der Weiterbildung der Lehrkräfte. Zudem, so die Deutsche Kultusministerkonferenz, müssten die Lehrerbibliotheken mit entsprechender Literatur ausgestattet werden (Der Spiegel Nr. 43 vom 21.10. 1968, S. 82). Andere Massnahmen wurden nicht genannt.

Zur gleichen Zeit überholte im Zuge der sexuellen Emanzipation die jüngere die ältere Generation, ohne dass dafür Unterricht nötig gewesen wäre. Es genügten ein radikaler Wandel der Jugendkultur, verlässliche Formen der Empfängnisverhütung und ein Autoritätsverlust der pädagogischen Institutionen. Die Liberalisierung der Sexualität kam aus der Mitte der Jugend und so der künftigen Gesellschaft; es hat vor allem damit zu tun, dass bis zum Aufkommen von Aids zu Beginn der achtziger Jahre die Folgen sexueller Beziehungen beherrschbar schienen, einfach indem den Mädchen eine Pille verschrieben wurde (Silies 2010).

2. Politische Korrektheit im Kindergarten

Vorbild für den einstimmigen Beschluss der Deutschen Kultusministerkonferenz war seinerzeit Schweden, das bis heute als Musterland der fortschrittlichen Sexualerziehung angesehen wird. Die Anfänge gehen auf Entwicklungen vor dem Zweiten Weltkrieg zurück.

² Ernst Ritter von Xylander (1922-1998) war ein bekannter Astrologe, den der Spiegel in den sechziger Jahren häufiger zitierte.

Eine Hauptfigur war die norwegische Feministin Elise Ottesen-Jensen,³ die mit ihrem Mann in Schweden lebte und dort für Empfängnisverhütung, sexuelle Lust und legale Abtreibung agitierte. Sie war 1933 verantwortlich für die Gründung der ersten schwedischen Gesellschaft für Sexualerziehung,⁴ die sie zwischen 1933 und 1956 auch präsidierte. 1945 erschien das erste populäre Handbuch über Sexualerziehung und 1955 wurde ein Schulfach beschlossen, das verpflichtend in der schwedischen Grundschule eingeführt wurde.

Heute existiert ein sogenannter „Condom’s Day“. An diesem Tag erfahren auch kleinere Kinder, wie ein Kondom gebraucht wird. In Norwegen wird Kindern ab dem 11. Lebensjahr beigebracht, was „safe sex“ bedeutet und wie damit umzugehen ist. Doch was bringen solche Massnahmen? Es gibt zahlreiche Studien über die Effekte schulischer und ausserschulischer Sexualerziehung, vor allem aus dem angelsächsischen Raum. Sie zeigen, dass konkrete Massnahmen und praktisch nützliche Informationen in bestimmten Kontexten begrenzte Wirkungen haben, während sich die grossen Zielsetzungen nicht verwirklichen lassen, auch dann nicht, wenn ein hoher Aufwand betrieben wird. Die Schule ist offensichtlich im Blick auf Sexualerziehung nur sehr begrenzt erfolgreich, dabei abhängig vom jeweiligen Programm, vom sozialen Kontext und vom Ort der Intervention (Wight et.al. 2002, Kirby/Obasi/Laris 2006, Chen et. al. 2010 und viele mehr).

In England ist unter der Regierung Blair viel Geld in Sexualerziehung investiert worden. Die Programme sollten den Anstieg von Schwangerschaften im jungen Teenager-Alter, also zwischen zwölf und fünfzehn Jahren, stoppen und erreichten aber eher das Gegenteil. Die konservative Administration unter Präsident George W. Bush bezahlte das teure Programm „Abstinence Only“, das aber auf die Breite gesehen kaum Wirkungen zeigte.⁵ Schon die Administration von Präsident Clinton hatte seit 1996 50 Millionen Dollar⁶ jährlich in Programme zur Enthaltensamkeitserziehung investiert. Offenbar erreichten die Programme die Jugendlichen nicht, und dies umso weniger, je mehr damit staatliche Bevormundung und nur eine Wahl verbunden ist (Santelli et. al. 2006).

Solche Befunde haben nicht zur Folge, dass entsprechende Initiativen mangels Aussichten auf Wirksamkeit verschwinden würden. Sexualerziehung als Aufgabe der Schule wird sogar als weitgehend unstrittig angesehen (Hilgers 2004, UNESCO 2011), während die Ergebnisse nur dann ermutigend sind, wenn erreichbare Ziele gegeben sind und der Kontext, etwa im Blick auf Drittweltländer, eine solche Erziehung verlangt. Nur dann gibt es auch eine echte Nachfrage, einfach weil Bedarf gegeben ist. Empfängnisverhütung in Kenia ist eine andere Aufgabe als sexuelle Aufklärung bei promiskuitiven englischen Teenagern.

Das allgemeine Problem ist, dass in der Erziehung immer Defizite angenommen werden können, die die Schule ausgleichen soll. Auch im Blick auf Sexualität gibt es stets neue Defizite, so dass auch die pädagogische Rhetorik nicht verschwindet. Die Regierungen Blair wie Bush folgten einer solchen Rhetorik und investierten ins Blaue hinein, während sich Investitionen zur Bearbeitung echter Probleme offenbar eher auszahlen. Das gilt besonders dann, wenn Notlagen geben sind und Hilfe angeboten wird, die wirklichen Nutzen verspricht. Ideologie, linke wie rechte, ist ausserhalb ihrer Trägergruppen, in der Breite wirkungslos.

³ Elise Ottesen-Jensen (genannt „Ottar“) (1886-1973) war als Journalistin und anarcho-syndikalistische Agitatorin tätig. 1953 war sie Mitbegründerin der „International Planned Parenthood Federation“ (IPPF).

⁴ Riksförbundet för Sexuell Upplysning (RFSU).

⁵ Angaben nach Guttmacher Institute (26. Januar 2010). In der grössten vorliegenden Studie sind die Effekte in der Programmgruppe und in der Kontrollgruppe nicht zu unterscheiden (Mathematica Policy Research 2012). Eine andere Studie stellt kleinere Effekte in bestimmten Bereichen zugunsten der Gruppe mit dem Programm „Abstinence-Only“ fest und schliesst dabei sehr weitgehend auf den Nutzen (Jemmott/Jemmott/Fong 2010).

⁶ Mit den Mitteln der Bundesstaaten waren es 87.5 Millionen Dollar jährlich.

Gegenüber dem Jahr 1968 (und auch aufgrund dieses Jahres) ist in westlichen Gesellschaften ein weitreichender Wandel im Sexualverhalten festzustellen. Trotz dieses Wandels - oder vielleicht auch deswegen - entstehen im Blick auf die Sexualerziehung immer neue Defizitvermutungen, auf die mehr oder weniger dringlich reagiert werden soll. Die Dringlichkeit wird oft von den Medien hergestellt, sie scheint gegeben zu sein, wenn ein besonderes Defizit vermutet wird, das sich mit populären Benachteiligungen möglichst grosser Gruppen verbinden lässt.

In den angelsächsischen Ländern steht seit einigen Jahren das Thema „single-sex-education“ erneut auf der Tagesordnung, weil Studien gezeigt haben sollen, dass Mädchen in Mädchenschulen besser gefördert werden als in gemischten Schulen. Das haben die Medien aufgegriffen und damit die Eltern alarmiert, die sich gegen die Schliessung der verbliebenen Mädchenschulen wandten, weil damit Vorteile bedroht waren. Die tatsächlichen Resultate sind dagegen nicht kohärent und zeigen eher, dass die Leistungsunterschiede sich nicht mit dem Merkmal „Geschlecht“ allein, sondern nur in Kombination mit anderen erklären lassen (Cable/Spradlin 2008). Aber nur „Geschlecht“ alarmiert die Medien und so die Eltern.

Ein ganz anderer Fall sind Erziehungsprogramme, die von sexuellen Bewegungen ausgehen oder darauf reagieren. Im Jahre 2010 ist in Stockholm eine Vorschule eröffnet worden, die „Egalia“ heisst und staatlich unterhalten wird. Es handelt sich um einen Kindergarten, der von strikter Geschlechteregalität ausgeht. Die Lehrerinnen und Lehrer vermeiden Wörter wie „er“ oder „sie“. Die Kinder werden als „Freunde“ angesprochen und sollen in einer Lernumgebung aufwachsen, in der alles getan wird, Rollenklischees zu vermeiden.

Eine Lehrerin erklärt:

„Die Gesellschaft erwartet, dass Mädchen mädchenhaft, nett und hübsch sind und Jungen männlich, robust und offen ... Egalia bietet ihnen eine fantastische Möglichkeit zu sein, wer sie sein wollen.“

Aber woher wissen die Kinder, „wer sie sein wollen“? Eher lernen sie, wer sie *nicht* sein sollen. Der pädagogische Ansatz geht dahin, die gesellschaftlichen Geschlechterrollen aufzubrechen, was auch im Lehrplan des Staates festgehalten wird.

Das Lehrpersonal soll im Umgang mit Kindergartenkindern Sprach- und Verhaltensmuster aufdecken und verhindern, dass sich Stereotypen verfestigen können. Auch andere schwedische Vorschulen beschäftigen Gender-Pädagogen, die bei dieser Arbeit behilflich sein sollen. Auf diese Weise entsteht eine geschlechterkorrekte Insel, die bewusst an der Gesellschaft vorbei gedacht wird, ganz so als hätte Rousseau gerade den *Emile* geschrieben und als hätte man keine Erfahrungen mit solchen Programmen.

Egalia hat grosse mediale Aufmerksamkeit und erlebt Nachfrage. Dabei ist klar, was ausserhalb dieser Insel passiert, ist nicht zu beeinflussen, auch wenn die Eltern hinter dem Programm stehen und Medienkonsum verboten ist. Umso mehr wird Wert gelegt auf eine möglichst frühe Beeinflussung in einer abgeschirmten Lernumgebung. Die Idee ist, dass Frühgelerntes besonders nachhaltig wirkt und die Kinder dann immun werden gegenüber den Verführungen der Rollenklischees. Die Idee ist nicht, dass sie sich selbst dafür oder dagegen entscheiden können.

Egalia wird geleitet von Lotta Rajalin. Die Direktorin erklärt, dass die Schule besonderen Wert legt auf Toleranz gegenüber Schwulen, Lesben, Bi- und Transsexuellen. Entsprechend angepasst sind die Unterrichtsmaterialien. Eines der Bücher, das die Kinder lesen sollen, behandelt eine Geschichte von zwei männlichen Giraffen, die traurig sind über ihre Kinderlosigkeit, so lange, bis sie ein verlassenes Krokodilei finden und sich dann als Eltern versuchen. Die Kinder sollen das als ebenso natürlich wie problemlösend erfahren, auf abweichende Gedanken sollen sie allerdings nicht kommen. Sie werden, anders gesagt, einem pädagogischen Regime ausgesetzt, das natürlich nicht so genannt werden will. Das Wohl des Kindes wird von der Egalität der Geschlechter her gedacht, die semantisch simuliert wird.

In fast allen Büchern der Schule gibt es homosexuelle Paare, alleinerziehende Elternteile oder Adoptivkinder. Die Kinder lesen nicht mehr Märchen wie Schneewittchen oder Aschenputtel, weil dort Geschlechterstereotypen bedient werden. Ob das nicht auch ein Verlust sein kann, wird gar nicht erst gefragt. Schneewittchen immerhin besiegt die böse Stiefmutter in einem Schönheitswettbewerb und Aschenputtel schafft es, den bösen Vater, der sie verleugnet hat, hinter sich zu lassen. Aber es sollen jene Rollenklischees durchbrochen werden, die in der Gesellschaft höchst lebendig sind, und das verlangt genau wie in Rousseaus *Emile* eine totale Kontrolle über das Kind.

Die Schule unterstützt die Kinder auch dabei, im Spiel auf - wie es heisst - neue Ideen zu kommen. Wenn die Kinder etwa „Familie“ spielen wollen und die Rolle der Mutter schon besetzt ist, dann schlagen die Lehrkräfte vor, doch zwei oder mehr Mütter einzusetzen, nur damit ein Rollenklischee durchbrochen wird, mit dem Millionen Schwedinnen und Schweden gut leben. Gesagt wird nicht, wie viele Kinder von selbst auf diese Idee der Erweiterung der Mutterrollen gekommen wären. Auch wird nicht gesagt, was passiert, wenn ein Kind darauf beharrt, dass in der Familie nur *eine* Mutter vorhanden sein soll.

In Egalia wird grosser Wert gelegt auf semantische und so politische Korrektheit. Die Mitarbeitenden versuchen, männliche und weibliche Attribute aus ihrem Wortschatz zu verbannen. Die Pronomen „er“ und „sie“ heissen im Schwedischen „han“ und „hon“. Beide Pronomen werden vermieden, man verwendet stattdessen das geschlechtsneutrale „hen“. Dabei handelt es sich um ein Kunstwort aus der feministischen und Schwulenszene. Wie das Ganze abläuft, wird so beschrieben:

„Wir benutzen das Wort ‚hen‘ zum Beispiel, wenn ein Arzt, Polizist, Elektriker oder Klempner im Kindergarten erwartet wird“, erläutert die Direktorin. „Wir wissen nicht, ob es ein ‚er‘ oder eine ‚sie‘ ist, also sagen wir einfach: ‚Hen‘ kommt gegen zwei Uhr. Da können sich die Kinder sowohl einen Mann als auch eine Frau vorstellen. Das erweitert ihre Sichtweise.“

Allerdings kommt dann ja tatsächlich ein Mann und nicht eine neutrale Bezeichnung. Die biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau leugnet die Schule nicht; die Puppen, mit denen die Kinder spielen, sind anatomisch korrekt. Entscheidend ist, dass die Kinder begreifen, dass die biologischen Unterschiede „nicht bedeuten, dass Jungen und Mädchen verschiedene Interessen und Fähigkeiten haben“, sagt Rajalin. „Hier geht es um Demokratie. Um die Gleichheit des Menschen“ (Focus Schule Online vom 4.7.2011).

Nun haben aber Mädchen und Jungen in aller Regel verschiedene Interessen, wobei auch hier grosse Unterschiede innerhalb der Geschlechtszuordnung angenommen werden müssen. Das Problem liegt woanders: Wenn Jungen im Kindergarten mit Puppen spielen und sich gemäss Egalia gender-korrekt verhalten, heisst das nicht, dass sie erfolgreich mit dem

Spott späterer männlicher Bezugsgruppen umgehen können. Für diese Erfahrung übernimmt Egalia keine Verantwortung. Ebenso wenig ist den Mädchen der Zuspruch ihrer Bezugsgruppe gewiss, wenn sie im Kindergarten gelernt haben, sich der Anforderung „mädchenhaft, nett und hübsch“ zu entziehen. Eher werden sie vergessen, was ihnen im Kindergarten beigebracht wurde.

Auch in Deutschland wird über eine sexualerzieherische „Pädagogik der Vielfalt“ nachgedacht. Ein Vorreiter ist nicht zufällig das Bundesland Berlin. Das dortige Landesinstitut für Schule und Medien hat im Jahre 2006 eine didaktische Handreichung herausgegeben, in der unter Anderem empfohlen wird, wie das Thema „Homosexualität“ in der staatlichen Schule behandelt werden soll. Ein Beispiel sieht so aus:

„In einer Scharade sollen Schüler der Sekundarstufe I und II pantomimisch Begriffe wie „Sado-Maso“, „Orgasmus“ und „Darkroom“ darstellen. Und in Rollenspielen sollen sie ein Coming Out üben, indem sie sich vorstellen, sie würden der Familie beim Abendessen ihre Homosexualität beichten. Ausserdem sollen sie probenhalber ein lesbisches oder schwules Wochenende planen und dabei die Veranstaltungstipps im Schwulenmagazin „Siegessäule“ benutzen“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 20.7. 2011).

Die Handreichung stiess seinerzeit bei den Lehrerinnen und Lehrern nur auf ein mässiges Interesse und soll nun überarbeitet werden. An der Scharade aber soll festgehalten werden, denn mit dieser didaktischen Form können Tabus abgebaut werden, und zwar auf spielerische Weise.

- Wie Kinder und Jugendliche tatsächlich darauf reagieren, wird nicht gesagt.
- Der Transfer in die Lebenswelt bleibt reine Behauptung.
- Und wieder wird kein Gedanke daran verschwendet, wie mit abweichenden Einstellungen und Meinungen umgegangen werden soll.

Homophobie ist bei heutigen männlichen Jugendlichen als Gruppennorm durchaus verbreitet, keine Erfahrung politischer Korrektheit in der Schule ändert daran irgendetwas, weil die Kommunikation der Peers gar nicht erreicht wird. Die gute linke Absicht regiert das Konzept, ohne dass erkennbar wäre, wie diese Form von Sexualerziehung irgendetwas zur schulischen Allgemeinbildung beitragen könnte. Es sind einfach Vorstösse bestimmter Gruppen, die ihre Anliegen im schulischen Lehrplan unterbringen wollen.

Das zentrale Argument bezieht sich auf das Diskriminierungsverbot, während staatliche Lehrpläne sich danach richten, wie Allgemeinbildung in fachlicher und überfachlicher Hinsicht definiert wird. Sexualität ist zwar ein grundlegendes Movens der menschlichen Existenz, aber nicht notwendig auch ein Thema schulischen Unterrichts, der bei knappen Ressourcen und scharfen Prioritäten an der Wirksamkeit gemessen werden muss und nicht an der guten Absicht.

In Dänemark und Schweden, beides Musterländer der Sexualaufklärung, steigt die Rate der Sexualerkrankungen seit Jahren wieder an. Damit ist keine Kausalität behauptet, etwa derart, dass verstärkte Sexualaufklärung die Erkrankungsrate positiv beeinflusst, sondern es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass Sexualerziehung offensichtlich das sexuelle Verhalten von Erwachsenen nicht oder nur in sehr dramatischen Fällen wie der Aids-Prävention wirklich beeinflusst. Die Umstellung auf Kondome erfolgte im Angesicht einer

tödlichen Gefahr und sie war verbunden mit einem wirksamen, wenngleich die Freiheit einschränkenden Mittel.

3. *Ein Grundlagenpapier in der Schweiz*

Die Diskussion in der Schweiz ist vor allem beeinflusst worden von dem *Grundlagenpapier Sexualpädagogik und Schule*. Das Papier ist im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit und in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit an der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz in Luzern entstanden. Das Papier aus dem Jahre 2008 wurde zunächst kaum beachtet, auch weil „Sexualpädagogik“ kein Thema war, das auf der bildungspolitischen Agenda gestanden hätte. Inzwischen ist das Papier heftig umstritten und hat zu einer Volksabstimmungsinitiative geführt. Das ist ja auch der Grund für die heutige Versammlung. Die Frage ist, ob man damit dem Papier zu viel Ehre antut.

Das Papier geht davon aus, dass Kinder und Jugendliche einen beträchtlichen Teil des Tages in der Schule verbringen. Im Jugendalter sei Sexualität regelmässiger Bestandteil der Kommunikation der Schülerinnen und Schüler. Die Schule und ihr Umfeld sind auch

„ein Ort der ersten Kontaktsuche, des gegenseitigen Kennenlernens, des Flirtens, der ersten Zärtlichkeiten und partnerschaftlichen Beziehungseinübungen“
(Grundlagenpapier 2008, S. 5).

Es heisst tatsächlich „Kontaktsuche“ und „partnerschaftliche Beziehungseinübung“, nicht erste Liebe und erste Enttäuschung. Soll man sich vorstellen, dass unter Jugendlichen eine Beziehung „eingeübt“ wird, als sei sie ein Rollenspiel oder Drama? Und schliesslich, dass die Jugendlichen über Sexualität reden oder auch nicht reden, heisst nicht, dass sie von der Schule beeinflusst werden wollen. Gegenüber der Kommunikation in den Peergruppen stellt jeder Unterricht eine künstliche Situation her. Dennoch sollen Jugendliche die Schule „als einen idealen Ort“ betrachten, um mehr über sexuelle Themen zu erfahren (ebd.).

Das Thema des Papiers ist die Frage, wie Sexualpädagogik und Schule in einen Zusammenhang gebracht werden können, nachdem der Bedarf festgestellt worden ist, allerdings unter Bezug auf eine Studie aus dem Jahre 1998.⁷ Dazu heisst es:

- Die Sexualpädagogik soll einen „evidenzbasierten bzw. theoriegeleiteten Beitrag“ leisten
- für das methodisch-didaktische Vorgehen bei „Fragen der Sexualität, Geschlechterrollen und Geschlechterbeziehungen“.
- Gleichzeitig soll die Sexualpädagogik Referenz sein für das begründete Handeln (ebd. S. 10).

Übersetzt heisst das, die Sexualität wird didaktisiert und einem methodischen Schema unterworfen, von dem ernsthaft Resultate erwartet werden. Ausserdem ist der Anspruch, dass sich Kinder und Jugendliche nach den Begründungen der Sexualpädagogik ausrichten und hier jedenfalls eine Referenz finden sollen, ohne dass klar wird, ob damit erneut ein pädagogisches Regime ins Spiel kommen soll, das sich heutige Jugendliche sicher nicht gefallen lassen würden.

⁷ Schmidt/Schetsche 1998.

Die Sexualität selbst wird als „Ergebnis lebensgeschichtlicher Lernprozesse“ betrachtet, vor allem, um biologische Schlüsse zu vermeiden. Begriffe „Testostoron“ und „Östrogen“ kommen im ganzen Text nicht vor. Vielmehr heisst es:

„Sexualität (entfaltet sich) nicht allein nach inneren biologischen Gesetzmässigkeiten, sondern bedeutet auch die soziokulturelle Formung des sexuellen Verhaltens und Erlebens durch von aussen kommende Anregungen und Erfahrungen. Auf dem Hintergrund seiner Geschichte bzw. der daran beteiligten Disziplinen ist der Begriff ‚Sexualität‘ ebenso vielfältig wie der seiner Definitionen.“ (ebd. S. 11)

Wieder staunt man über die Sprache. Was soll „soziokulturelle Formung“ bedeuten, wenn zugleich nahegelegt wird, die individuelle Lebensgeschichte sei das Kontinuum der sexuellen Erfahrung? Von aussen kommende „Anregungen“ sind keine Formung, die ja irgendeine Kraft benötigen würde, um überhaupt zustande zu kommen, während auf der anderen Seite immer von der unbedingten Selbstbestimmung in Sachen Sexualität ausgegangen wird.

Aus der obigen Definition, die „sozialwissenschaftlich“ genannt wird, soll sich didaktisch ableiten, dass Sexualität einen Sachaspekt ebenso wie einen Beziehungsaspekt hat. Beides geht „weit über das in Biologie bzw. Naturkundeunterricht vermittelte Fachwissen“ hinaus. Das muss so gesagt werden, denn anders als mit dieser Behauptung hätte die Sexualpädagogik in der Schule gar keinen Stellenwert. Gesagt wird auch, dass Schülerinnen und Schüler über „Facetten des allgemeinen Zusammenlebens der Schule“ mehr erfahren müssen, als der normale Lehrplan vorsieht.

„Gerade dem Beziehungsaspekt kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Dieser vermittelt, dass Sexualität und Beziehung unterschiedlichen individuellen und gesellschaftlichen Bedeutungszuschreibungen unterliegen. So werden ein besseres Verständnis des sozialen Wandels und die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgestaltung bzw. der von anderen gefördert. Die Schülerinnen und Schüler benötigen dieses Wissen zum Erlernen einer gelungenen Beziehungsgestaltung im Alltag“ (ebd. S. 12).

Damit ist gesagt, dass ohne sexualpädagogisches Wissen, das die Schule vermittelt, Schülerinnen und Schüler gute Chancen haben, bei der Gestaltung von Beziehungen im Alltag zu versagen oder nicht das Richtige zu tun. Jugendliche gehen heute zumeist nicht naiv in sexuelle Beziehungen, nur benutzen sie Überzeugen und Kenntnisse, die nicht die Schule vermittelt. Aber man soll ernsthaft glauben, Schulwissen kann „zum Erlernen einer gelungenen Beziehungsgestaltung“ beitragen, was das eigene Problem - Sexualität - doch deutlich unterschätzt.

Generationen von Eltern sind ohne sexualpädagogische Aufklärung durch die Schule aufgewachsen und haben trotzdem gelingende Beziehungen gestalten können. Umgekehrt hätte kein Schulunterricht sie vor dem Scheitern der Beziehung bewahren können. Der Anspruch also ist völlig überrissen und wird auch durch keine der vorliegenden empirischen Studien abgedeckt. Auf solche vor allem angelsächsische Studien geht das Grundlagenpapier denn auch nicht oder nur sehr am Rande ein. „Grundlagen“ sind so Postulate und gute Absichten.

Ein eigenes Unterrichtsfach „Sexualpädagogik“ ist auch im Lehrplan 21 nicht vorgesehen. Der Lehrplan ist nach Fachbereichen und nicht nach Fächern aufgebaut,

Sexualität kann so höchstens als Thema berücksichtigt werden. Das Grundlagenpapier „fordert eine nachhaltige Umsetzung der Sexualerziehung in der Schule“ und ebenso eine Berücksichtigung in der Aus- und Weiterbildung der Lehrpersonen. Da es kein Unterrichtsfach gibt, ist es notwendig,

„dass Sexualerziehung im Rahmen eines grösseren Unterrichtsbereichs *explizit* sowohl durch Inhalte wie auch vom zeitlichen Umfang her in den Curricula als Unterricht ausgewiesen wird“ (ebd. S. 17).

Nur auf diese Weise sei eine „sexualpädagogische Fachlichkeit“ zu gewährleisten. In Frage kommen Themenbereiche wie „Natur, Mensch, Gesellschaft“ auf der einen sowie Gesundheitsförderung und Prävention auf der anderen Seite (ebd. S. 18). Aber hier sind eine Menge Themen unterzubringen, so dass sich sofort die Frage der Priorität stellt. Die Sexualpädagogik hat nicht von sich aus einen Vorteil.

Im Grundlagenpapier wird als allgemeines Ziel genannt, dass Sexualerziehung

„in der Förderung der Persönlichkeitsentwicklung und der Stärkung des sozialen Verhaltens Heranwachsender einen fachlich qualifizierten Erziehungsbeitrag“ leisten kann (ebd. S. 19).

Sexualpädagogik wäre so Teil der schulischen Sozialerziehung. Dabei sollen auch eigens ausgebildete „sexualpädagogische Fachpersonen“ zum Einsatz kommen (ebd. S. 26). Wie das Ziel genau erreicht werden soll, bleibt offen, es gibt im Papier nur einen starken normativen Anspruch sowie die Zuweisung von Aufgaben an Schulleitungen und Lehrpersonen (ebd., S. 21ff.).

Das Papier rechnet mit Widerständen seitens der Elternschaft, weil nicht wenige Eltern davon ausgehen, dass Sexualerziehung insbesondere von kleineren Kindern ihre Sache sei.

„Es ist deshalb wichtig, dass die Rollen der Eltern und Schule für beide Seiten nachvollziehbar geklärt sind. Eltern nehmen als erste Sozialisationsinstanz eine wichtige Rolle in der Sexualerziehung ihrer Kinder ein. Gleichzeitig hat die Schule als zweite Sozialisationsinstanz einen *Auftrag* zur Sexualerziehung. Die Zusammenarbeit zwischen Schule und Eltern setzt auf beiden Seiten die Kenntnis der Einflussfaktoren auf die sexuelle Sozialisation voraus“ (ebd., S. 29).

Es gibt kein einziges Schweizer Schulgesetz, in dem der Schule ein „Auftrag“ zur Sexualerziehung zugewiesen wird. Der Erziehungsauftrag wird in aller Regel sehr allgemein formuliert und immer vor dem Hintergrund, dass die Eltern die primäre Instanz der Erziehung darstellen. Die Rede von der „ersten Sozialisationsinstanz“ unterstellt eine Art Gleichzuständigkeit, die aber auf gesetzlicher Ebene gar nicht gegeben ist.

Das Grundlagenpapier geht davon aus, dass die Eltern über schulische Sexualpädagogik informiert werden müssen, aber nicht, dass sie selbst Akteure in diesem Feld sein können. Zudem wird davon ausgegangen, dass Widerstand durch gute Informationspolitik aufgelöst werden kann, während Eltern ja auch der Meinung sein können, dass die Schule gar nicht oder nur von einem bestimmten Alter an zuständig ist.

„Damit Eltern bzw. Erziehungsberechtigte den Sinn und Nutzen von schulischer Sexualerziehung anerkennen können, ist es notwendig, sie entsprechend über

Unterrichtsziele, Inhalte und Vorgehensweisen zu informieren, damit diesbezügliche aus dem Zusammenhang gerissene Aussagen ihrer Kinder im häuslichen Umfeld besser eingeordnet werden können. Eine enge Zusammenarbeit zwischen Schule und Eltern ist in diesem Kontext insbesondere während der ersten Schuljahre wichtig. Auch Eltern benötigen Unterstützung bei Fragen rund um das Thema Sexualität, wenn ihre Kinder von der Schule mit entsprechenden Aussagen und Fragen nach Hause kommen“ (ebd., S. 29).

Offenbar wird befürchtet, dass sie Kinder die schulische Sexualerziehung zuhause anders darstellen, als sie intendiert gewesen ist. Ihre Aussagen sind dann „aus dem Zusammenhang“ gerissen, also dürfen nicht ernst genommen werden. Gleichzeitig werden die Eltern pauschal als bedürftig hingestellt, wenn gesagt wird, dass auch sie „Unterstützung“ bei Fragen der Sexualität benötigen. Dazu passt dann, dass die Möglichkeit der Dispensation vom Sexualunterricht bestritten wird (ebd., S. 30).

Klar erkennbar ist, dass hier einfach Platz geschaffen werden soll für ein neues Anliegen, von dem die Autorinnen und Autoren meinen, dass ihm Priorität zukomme. Warum Sexualerziehung in der Schule wichtiger sein soll als zum Beispiel Gesundheitsvorsorge, Aufklärung über rechtliche Zusammenhänge, Strategien zur Vermeidung von Schuldenfallen bei Jugendlichen oder der schulische Umgang mit dem Internet, zu schweigen von musischer Bildung oder wirksamer Leseförderung, wird nicht näher begründet. Dafür wird unterstellt, die Nichtbehandlung des Themas hätte schlimme Folgen, während das Thema nur begrenzt im neuen Lehrplan 21 Berücksichtigung finden kann.

Mit Verweis auf die Bolognareform wird auch über sexualpädagogische Kompetenzprofile nachgedacht, die sich auf die Lehrerinnen- und Lehrerbildung beziehen und dann aber auch in der Schule wirksam werden sollen. Die Idee ist, ein „Kompetenzprofil“ zu entwickeln, das Kinder und Jugendliche befähigt, „sich notwendige Kompetenzen für die Bewältigung individueller und gesellschaftlicher Anforderungen im Bereich Sexualität und Beziehung anzueignen“ (ebd., S. 43).

Wenn dann noch gestufte Noten hinzukommen, wäre die Schulförmigkeit perfekt, wohl gemerkt im Blick auf einen Bereich des Lebens, in dem die Jugendlichen die Schule und so den Staat zuletzt erwarten würden. Das Programm ist also das einer Verschulung der Sexualität vom Kindergarten bis zum Ende der Volksschule, dem in der Schweiz keinerlei Realität zukommen wird. Man stelle sich nur eine „kompetenzorientierte“ Prüfung in Sexualkunde vor, die untere, mittlere und obere Stufen von Leistungen unterscheiden muss. Das Programm ist von der Schule her gedacht und nicht von den Kindern.

4. Kinder und Sexualität heute

Kinder erleben die Welt fragend, also von dem her, was ihnen auffällt, positiv oder negativ. Sexualität gehört auch in der kindlichen Welt zum Erfahrungsraum, und dies umso mehr in einer liberalen Umwelt, die Tabus für Erwachsene nicht mehr kennt. Das Desinteresse für sexuelle Darstellungen wird für Kinder von einem bestimmten Alter an schwierig, weil die Umwelt davon bestimmt wird. Verbote im öffentlichen Raum sind kaum noch vorhanden, die einzige massive Ausnahme ist die Pädophilie. Ansonsten werden die sexuellen Orientierungen von Erwachsenen mehr oder weniger toleriert.

Auf der anderen Seite hat sich ausgehend von den Vereinigten Staaten eine Industrie entwickelt, die auch harte Formen von Pornografie frei und unbehelligt anbieten kann. Ausschlaggebend war das Urteil des Supreme Court in der Sache *Hustler Magazine v. Falwell*, die am 24. Februar 1988 entschieden wurde. Der protestantische Pfarrer Jerry Falwell hatte Larry Flynt, den Herausgeber des Magazins „Hustler“, verklagt und den Prozess in der letzten Instanz verloren. Die Richter votierten einstimmig und werteten das Recht auf Meinungsfreiheit höher als anstössige Abbildungen.⁸

Danach sind die noch vorhandenen Dämme gebrochen und haben dem puritanischen Amerika ein freies Angebot an Pornografie beschert. Das Internet hat den Zugang nochmals liberalisiert und das Angebot massiv ausgeweitet. Aber nicht nur Pornografie ist ein Problem, auch Chatrooms für Kinder können eine Gefahr darstellen, ebenso das Mobbing in sozialen Medien wie Facebook, während auf der anderen Seite heutige Kinder mit dem Internet gross werden, ohne dass die Schule das schon so recht verstanden hätte. Es ist kein Zufall, dass im *Grundlagenpapier Sexualpädagogik und Schule* das Internet und die neuen Medien nicht mal im Ausblick vorkommen.

Wenn Kinder Fragen stellen, sollten sie auch beantwortet werden. Sexualität ist anders als noch vor 30 Jahren kein heimliches Thema mehr, das stillschweigend oder verschämt behandelt werden würde. Eltern haben es früher vermieden, dieses Thema zu berühren und es war sogar unter Strafe gestellt. In der Pädagogik ist jahrhundertlang ein Kampf gegen die Onanie geführt worden, der mit scharfen Kontrollen verbunden war, ohne dass die ausser Unterdrückung viel bewirkt hätten. Letztlich kann man sexuelle Phantasien und Praktiken nicht wirklich unter Verschluss halten, wie man in der Erziehung lange angenommen hat, mit der Folge, dass Kinder und Jugendliche sich auch im Blick auf sich selbst nicht orientieren konnten.

Fragen zu beantworten ist eine Sache, Kindern Rollen naheulegen, die nicht aus ihrer eigenen Lebenswelt kommen, ist eine andere. Kleinere Kinder reagieren auf sexuelle Themen in ihrer Umwelt hochgradig unterschiedlich, dabei stark abhängig von den Erfahrungen im Elternhaus und weniger auf Themen im Kindergartenalter oder in der Primarschule. Es kommt auch darauf an, welches Problem sie mit ihrer Wahrnehmung verbinden oder ob sie sexuellen Phänomenen gegenüber gleichgültig bleiben.

Eltern reagieren heute in aller Regel nicht mehr mit Verboten auf sexuelle Wahrnehmungen ihrer Kinder, sondern versuchen darauf einzugehen und Erklärungen anzubieten. Es ist also nicht so, dass den Eltern pauschal Desinteresse oder Inkompetenz unterstellt werden darf. Weit mehr unter Verbot steht im Elternhaus und der Öffentlichkeit der Gebrauch einer rohen Sprache und die Übernahme einer rüden Ausdrucksweise. Das gehört zu den Benimmregeln, auf die Eltern keineswegs verzichtet haben.

Die Kinder haben ein Recht auf offene Antworten, aber sie müssen diese Antworten auch verarbeiten und damit umgehen können. Was Kinder *nicht* fragen, ist dann eben auch kein Thema. Sie müssen selbst herausfinden, was ihre sexuelle Identität ist, und das geschieht in aller Regel im Verlaufe der Pubertät. Die Pubertätserfahrung ist stark abhängig von den Peers, also den Gruppen, in denen sich die Jugendlichen bewegen. Hier werden die entscheidenden Körpermasse und Aussehenswerte festgelegt, im Blick auf die sich die Jugendlichen behaupten müssen. Dabei werden auch Muster abweichenden Verhaltens gelernt,

⁸ Es ging nicht direkt um Pornografie, sondern um eine anzügliche Karikatur von Falwell, die dieser als anstössig empfand.

wobei man vor Augen haben muss, dass es eine einheitliche Sexualnorm, die öffentlich anerkannt wäre, nicht mehr gibt.

Der Umgang mit Sexualität wird pädagogisch meistens als Regime von Erwachsenen gedacht, die den Kindern zu ihrem Wohl vorschreiben, was und wie sie lernen sollen. Historisch ist das nichts Neues. In der sogenannten Lebensreformbewegung vor dem Ersten Weltkrieg wurde ein „natürlicher“ Umgang mit Sexualität propagiert. Die „Natürlichkeit“ bestand darin, Nacktheit als Verhaltensziel zu fördern und gleichzeitig Enthaltensamkeit zur Sexualnorm zu machen. Derartige Versuche sind in deutschen Landerziehungsheimen durchgeführt worden mit Folgen, die erst heute sichtbar werden. Auch hier war die Idee, dass die Erwachsenen den Kindern und Jugendlichen vorschreiben, wie sie ihre Sexualität gestalten sollten. Die Folge war oft ein Ausweichen in die Subversion und eine Praxis, die mit Scheinheiligkeit leben musste.

Die historische Erfahrung zeigt auch, dass man nicht in der frühen Kindheit Rollenmuster und Einstellungen schaffen kann, die sich dann lebenslang auswirken. Was für die Sprachförderung gilt, trifft auf die Sexualerziehung nicht zu. Sprachen entwickeln sich kontinuierlich, die menschliche Sexualität kennt mit der Pubertät einen Bruch, der in vielen Fällen auch wie ein Drama erlebt wird. Darauf kann man in der Kindheit nicht vorbereiten, wie manche Konzepte der sogenannten Frühförderung nahelegen. Es würde die menschliche Sexualität unterschätzen, würde man annehmen, dass sie sich kontinuierlich und undramatisch entwickeln lässt.

Sexuelle Freiheit hat zu tun mit Selbstbestimmung, aber nicht mit Fremdbeglückung. Den Kindern fehlt nichts, wenn sie im Kindergarten das Gender-Mainstreaming nicht erfahren, keine diversen Rollenspiele erproben und Sexualität nicht als Unterrichtsthema erleben. Sie müssen vor pornografischen Zumutungen, solange es geht, geschützt werden, einerseits wegen der direkten Darstellungen und andererseits wegen der damit verbundenen Schamlosigkeit. Pornografie war nie frei zugänglich, während sie heute in der medialen Kommunikation ohne jede Schwierigkeit zugänglich ist. Eine der wichtigen Fragen der Sexualerziehung ist, wie mit diesem Problem umgegangen werden soll.

Die Offenheit hat dort Grenzen, wo es schamlos und zwängend wird. Ältere Kinder und Jugendliche bilden erotische Fantasien aus, die sich mit pornografischen Herausforderungen auseinandersetzen müssen. Die Fantasien entstehen nicht länger aus der Literatur oder aus Erzählungen, sondern haben zu tun mit direkten Abbildungen. Ähnlich direkt kann das Mobbing in einem Facebook-Book erfolgen oder in einem Gewalt-Video, das auf dem Pausenhof aufgenommen und sofort versendet wird. Man wünschte sich von der Sexualpädagogik gerne Lösungen für solche Probleme.

Stattdessen stehen radikale Entwürfe im Raum, die sowohl die Semantik als auch die bisherigen Rollen in der Erziehung in Frage stellen. Kinder sollen sich nicht länger am traditionellen Familienmodell orientieren, in dem es einen Vater, eine Mutter und Kinder gibt. Reale Kinder orientieren sich pragmatisch an dem Milieu, in dem sie aufwachsen. Sie werden keine generalisierten Rollenvorstellungen annehmen und sich später entscheiden, in welchen sexuellen Beziehungen sie selbst leben wollen. Hier hilft kein noch so gut gemeintes Training, das im Übrigen die Selbstbestimmung in Frage stellen würde.

Kinder orientieren sich auch nicht einfach an Varianten, selbst wenn sie die „spielerisch“ lernen sollen. Sie haben sehr stabile Vorstellungen über ihre Bezugspersonen, aber nicht über deren sexuelle Präferenzen. Eltern sind mehr oder weniger nützlich, die

Bindung ist mehr oder weniger intensiv und die Beziehung wird danach bewertet, welche emotionalen und sozialen Vorteile sich damit verbinden. Wenn Kinder ihre Eltern lieben, dann nicht im Sinne eines sexuellen Paradigmas. Das gilt auch in umgekehrter Hinsicht. Elternliebe hat grundsätzlich nichts mit dem Geschlecht der Kinder zu tun, sondern mit den Personen; wenn Mädchen von ihren Eltern mehr geliebt werden als Jungen oder umgekehrt, dann aufgrund der Beziehungsgeschichte.

5. Fazit und ein Vorschlag

Der Beschluss der deutschen Kultusministerkonferenz von nunmehr 45 Jahren hatte ein völlig anderes Umfeld zur Voraussetzung, als dies heute angenommen werden muss. Seinerzeit bestand tatsächlich bei den Eltern wenig Neigung, mit ihren Kindern offen über Sexualität zu sprechen. Zwei Generationen weiter sind Eltern über Sexualität nicht nur vollständig aufgeklärt, sie sind auch imstande, auf Fragen der Kinder zu antworten. Die implizite Unterstellung, Eltern seien nicht kompetent, verkennt die Entwicklung seit dem legendären Jahr 1968. Mindestens für westliche Gesellschaften gilt, dass in der Regel der Fälle zwischen Eltern und Kindern im Blick auf Sexualität kein Tabu mehr besteht oder zumindest keine Scheu, darüber offen zu reden.

Die Rolle der Schule ist dort gegeben, wo Aufklärung und Prävention angesagt sind. Das gilt für grundlegende Kenntnisse über Sexualität, die Vermeidung von Gefahren und Gefährdungen oder auch für Darstellungen in verschiedenen Medien und deren Suggestionen. Ein Stichwort lautet Aufklärung über „Porno-Lügen“, die sich Jugendliche auch unter dem Eindruck ihrer Peers leicht zu eigen machen. Liebe geht von den Möglichkeiten der Personen aus, die sich und ihre Sexualität erkunden, ohne von einer generellen Norm bestimmt zu werden.

Die Wirksamkeit der schulischen Thematisierung von Sexualität ist begrenzt, weil gerade Jugendliche sich in dieser Hinsicht kaum beeinflussen lassen. Sie wollen und müssen selbst herausfinden, was es mit ihrer Sexualität auf sich hat. So wenig die Eltern als zuständig erlebt werden, so wenig ist es die Schule. Gleichwohl sollte neben den Grundkenntnissen auf ästhetische wie physische Risiken hingewiesen werden. Ein Rollentraining im Kindergarten verbietet sich ebenso wie ein Nichternstnehmen von Notlagen, etwa im Blick auf Autoaggressionen im Jugendalter, die häufig bei Mädchen vorkommen. Hier sollte eine Schule handeln können (Sörensen-Einholzer 2008).

Der grössere Zusammenhang ist die Entwicklungsphase Pubertät, also nicht einfach Sexualität als singuläres Thema. Auf die Entwicklungsphase Pubertät sind Schulen in aller Regel schlecht eingestellt. Insbesondere männliche Jugendliche werden eher ausgegrenzt als verständnisvoll behandelt, wenn sie Leistungsabfälle zeigen und deviantes Verhalten. Mädchen reagieren anders auf Pubertätsprobleme, aber oft nicht weniger heftig und nur weniger sichtbar. Sexualpädagogische Themen sollte die Schule also vor allem im Zusammenhang mit der Pubertät behandeln.

Ein eigener und durchgehender Unterricht empfiehlt sich nicht. Sexualität würde unweigerlich verschult und dem didaktischen Mainstream angepasst werden einschliesslich Kompetenzstufen, Prüfungen und Abschlusszertifikaten. Auch wenn ein solcher Unterricht aus ideologischen Gründen eingeführt werden würde, es ist absehbar, dass er kein einziges seiner Ziele erreichen würde. Der deutsche Sexualekundeunterricht nach 1968 war weitgehend

wirkungslos, auch deswegen, weil Unterricht Wissen beeinflusst, aber damit nicht zugleich auch Verhalten.

Staatliche Schulen sollten Themen sexueller Entwicklung und Interaktion behandeln, aber dies begrenzt auf Aufklärung und nützliche Informationen, ohne zugleich die Absicht zu vertreten, auch die realen Beziehungen beeinflussen zu wollen. Bis zur Pubertät sind dabei vor allem die Eltern gefragt. Die Pubertät definiert die Elternbeziehung neu und zwar gerade über die sexuellen Freiräume, von denen die Eltern nur Ahnungen haben. Man erhält das Vertrauen der Jugendlichen nicht, indem man sie moralisch zu belehren versucht, sondern indem man ihnen Kondome verschafft und sie auf „safe sex“ hinweist.

Im Grundsatzpapier der Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz zum „Themenkreis Sexualität und Lehrplan 21“, das am 23. September 2011 von der Steuergruppe verabschiedet wurde, werden Eckwerte für die künftige Behandlung des Themas genannt:

- Die Verantwortung für die Sexualerziehung liegt bei den Eltern, der Staat nimmt auch in diesem Bereich nur einen Bildungsauftrag wahr.
- Sexualkundlicher Unterricht beginnt am Ende der Primarstufe (5./6. Klasse) und wird auf der Sekundarstufe I fortgesetzt.
- Der Unterricht erfolgt altersgemäss.
- Der Unterricht ist im Rahmen des staatlichen Bildungsauftrages obligatorisch, alle Schülerinnen und Schüler sollen daran teilnehmen können, unabhängig von ihrer kulturellen und weltanschaulichen Herkunft.
- Der Unterricht ist gebunden an lebenskundliche Themen im Fachbereich Natur, Mensch, Gesellschaft.
- Die Kantone entscheiden über den didaktischen Rahmen und die Frage der Dispensation (Grundsatzpapier 2011).

In theoretischer Hinsicht sollte man sich von den Freudschen Lehren der „frühkindlichen Sexualität“ trennen und sich von der Idee eines Kontinuums der sexuellen Entwicklung verabschieden. Es gibt keinen Beweis für einen Zusammenhang von Neugier und sexueller Lust bei kleinen Kindern, diesen Zusammenhang gibt es nur als Projektion der Erwachsenen, wenn schon Freud bemüht werden soll. Kinder entdecken die Welt, stellen Fragen und müssen mit den Antworten umgehen. Mehr geschieht nicht. Erst wenn die Hirnanhangdrüse Signale sendet, in bestimmten Organen verstärkt Geschlechtshormone herzustellen, ändert sich das. Dieser Wechsel geschieht immer früher und begrenzt dadurch die Kindheit.

Radikalen Konzepten, die auf Lobbytätigkeit zurückgehen, sollte ebenso eine Absage erteilt werden wie einer drastischen Ausweitung der schulischen Zuständigkeit. Es sollte auch nicht übersehen werden, dass Jugendliche sich selbst informieren können, ohne durch Eltern oder Schule bekehrt zu werden. Es gibt zahllose, auch anonyme Beratungsstellen und neben vielen schlechten auch sehr gute Ratgeber, die das Thema echt und in der ganzen Breite darstellen, was Schulen nie könnten.⁹ Für den schulischen Unterricht spricht, dass er alle erreicht, aber damit ist über die Wirksamkeit nichts ausgesagt.

Schliesslich ist es absurd, Schneewittchen oder Aschenputtel aus dem Erfahrungsraum von Kindern zu verbannen, weil beide Märchen auf Kinder nicht so wirken wie auf

⁹ „Make love“ (Henning/Bremer-Olszewski 2012).

genderbewusste Pädagogen. Das Blut im Schuh ist für Kinder weit eindrucksvoller als die Rettung durch den Prinzen. Am Ende des Märchens wird das vermeintliche Aschenputtel als die einzig wahre Braut erkannt und heiratet, aber das bedeutet nicht, dass eine fünfjährige Leserin auf die Paarbeziehung mit einem Mann festgelegt wird. Viel wichtiger ist die Erfahrung, dass auch ein Aschenputtel eine Chance erhält.

Bevor also die frühkindliche Erziehung mit sinnlosen Experimenten belastet wird, sollten die Schulen Konzepte entwickeln, wie sie sich auf die unvermeidlichen Turbulenzen der Pubertät so einstellen können, dass sie weder ihre Leistungsziele verfehlen noch die Jugendlichen überfordern. Dazu ist ein Umbau der allein auf Unterricht spezialisierten Schule nötig. Sie muss mehr anbieten als nur Lektionen, was in der Breite allein mit Tagesschulen zu erreichen ist und so mehr Aufwand verlangt.

- Solche Schulen können ihr musikalisches und sportliches Angebot ausweiten,
- aber auch Plätze in der Altenpflege zur Verfügung stellen,
- das praktische Lernen fördern und mit handwerklichen Ausbildungen gezielt auf Betriebslehren vorbereiten,
- ein Halbjahr in einem anderen Landesteil der Schweiz anbieten,
- in den Ferien ein Auslandspraktikum realisieren
- oder eine Beratungsstelle für Gesundheitsfragen einrichten, zu der am Ende auch die Sexualität gehört.

Vor der Schule erfahren die Kinder die Welt, die sie umgibt. Das ist oft als „natürlich“ bezeichnet worden, im Gegensatz zum „künstlichen Lernen“ der Schule. Aber so kann man die Besonderheiten nicht erfassen. Das Lernen richtet sich nach dem Angebot in Reichweite, also nach der Lernumgebung. Aber was ist für Kinder in Krippen, Kindertagesheimen und Kindergärten eine sinnvolle Lernumgebung?

Wer diese Fragen ideologisch entscheiden will, landet im Zeitalter der Anti-Diskriminierung von allem und jedem unweigerlich bei Kulturkampf-Positionen. Das gilt nochmals mehr für die Sexualerziehung, die umso umstrittener ist, je mehr sie mit Forderungen unterschiedlichster Lager belastet wird. In dieser Situation sind Ideen der Praxis gefragt, die selbständig entwickelt werden und nicht mit der Ideologie einer bestimmten Gruppe verbunden sind.

In Hamburg gibt es ein Seniorenheim mit dem Namen „Fallen Anker“. Dieses Heim ist die letzte Station für 134 Menschen. Viele von ihnen sind dement. Neben diesem Heim ist eine betreute Kindergruppe untergebracht, die „Bernadotties“ genannt wird. Es sind Kinder im Krippenalter, die ausserhalb ihrer Familie und miteinander lernen. Die Betreuung übernehmen Tagesmütter. Sie haben sich eines Tages mit dem Leiter des Seniorenheims zusammengetan und nach Gemeinsamkeiten gesucht. Der Ausgang war die Anfrage, ob nicht die Kinder zusammen mit den Senioren Mittagessen könnten.

Daraus hat sich eine erstaunliche Gemeinsamkeit entwickelt. Beide, die kleinen Kinder und die kranken Alten, brauchen Hilfe, aber sie können auch viel miteinander tun und voneinander lernen, so ungewöhnlich das auch klingen mag. Als ein dementer Greis unlängst 90 Jahre alt wurde, haben die „Bernadotties“ sich auf eine Bank vor seinem Zimmerfenster gesetzt und für ihn gesungen. Der Greis hat laut gelacht, ein Lachen, das es für ihn eigentlich gar nicht mehr gibt. Nicht alle Senioren sind dement, viele von ihnen engagieren sich mit den Kleinen und zeigen ihnen, was sie können (Der Spiegel Nr. 35 vom 27. August 2012, S. 54).

Literatur

Cable, K.E./Spradlin, T.E.: Single-Sex Education in the 21st Century. In: Education Policy Brief Vol. 6, No. 9 (Fall 2008), S. 1-12.

Chen, X. et. al.: Effects on Condom Use of an HIV Prevention Programme 36 Months Postintervention: A Cluster Randomized Controlled Trials Among Bahamian Youth. In: International Journal of STD&AIDS Vol. 21 Mo. 9 (September 2010), S. 622-630.

Sexualpädagogik und Schule. Grundlagen für die schweizerische Verankerung von Sexualerziehung in der Schule sowie Überlegungen für die Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen an Hochschulen. Luzern: Pädagogische Hochschule Zentralschweiz 2008. Grundsatzpapier zum Themenkreis Sexualität und Lehrplan 21. Luzern: D-EDK Geschäftsstelle 2011.

Henning, A. M./Bremer-Olszewski, T.: Make Love. Ein Aufklärungsbuch. Berlin: Rogner&Bernhard 2012.

Hilgers, A.: Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerziehung. Eine Analyse der Inhalte, Werte und Methoden zur Sexualaufklärung in den sechzehn Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Köln: Bundeszentrale für die gesundheitliche Aufklärung 2004.

Hilgers, Schmidt, R.-B./Schetsche, M.: Jugendsexualität und Schulalltag. Opladen: Leske+Budrich 1998.

Jemmott, J.B./Jemmott, L./Fong, G.T.: Efficacy of a Theory-Based Abstinence-Only Intervention Over 24 Months. A Randomized Controlled Trial with Young Adolescents. In: Archives of Pediatrics& Adolescent Medicine Vol. 164, No. 2 (2010), S. 152-159.

Kirby, D./Obasi, A./Laris, B.A.: The Effectiveness of Sex Education and HIV Education Interventions in Schools in Developing Countries. In: World Health Organ Tech Rep. Ser. (2006; 938), S. 103-150.

Mathematica Policy Research: Evaluation of Abstinence Education Programs Funded Under Title V, Section 510. 2012.

http://www.matematica-mpr.com./family_support/abstinence.asp

Santelli, J. et. al.: Abstinence and Abstinence-Only Education: A Review of U.S. Policies and Programs. In: Journal of Adolescent Health Vol. 38 (2006), S. 72-81.

Silies, E.-M.: Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960-1980. Göttingen: Wallstein Verlag 2010. (= Göttinger Studien zur Generationsforschung, hrsg. v. B. Weisbrod, Band 4)

Sörensen-Eiholzer, B.: Mental Health Promotion am Deutschschweizer Gymnasium. Eine Analyse der Stärken und Schwierigkeiten in Begleitprozessen auffälliger Schüler/-innen. Diss. phil. Universität Zürich, Institut für Erziehungswissenschaft (Abt. Allgemeine Pädagogik). Ms. Zürich 2008.

UNESCO: Cost and Cost-Effectiveness Analysis of School-Based Sexuality Education Programmes in Six Countries. Paris: UNESCO 2011.

Wight, D. et. al.: Limits of Teacher Delivered Sex Education: Interim Behavioral Outcomes from Randomised Trial. In: BMJ (June 15, 2002) 324 (7351): 1430, (corr. August 24) 2002 325 (7361): 435.